

URSULA KASTLER

**SALZBURG, WIEN.** Eine Gesellschaft, die vergessen will oder vergessen muss, weil sie um eine neue Ordnung ringt, kann ziemlich unbarmherzig sein. Am 8. Mai 1945 endete mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht der Zweite Weltkrieg in Europa. In den zehn Jahren danach gab es für die Österreicher vieles zu überwinden: Zerstörungen, Flucht, Hungerjahre, die Verluste von Angehörigen und Freunden, aber auch eine menschenvernichtende Ideologie und das Wissen, diese mitgetragen zu haben – und schließlich die Schmach, das Land unter der Kuratel ausländischer Mächte zu sehen. Die Besatzungszeit bedeutete vor allem für jene, die mit dem NS-Regime sympathisiert hatten, nicht Befreiung.

Umso schlimmer, wenn sich einheimische Frauen in Soldaten verliebten, die aus Frankreich, Großbritannien, Russland oder den USA kamen. Noch schlimmer, wenn diese amerikanischen Soldaten Afroamerikaner waren und wenn aus solchen Beziehungen Kinder entstanden. „Die schwarze Schmach“ nannte man diese Kinder gemäß der Diktion des Dritten Reichs noch lange nach dem Krieg. Hass und Hämme ergossen sich über deren Mütter. Das bittere Schicksal der Kinder interessierte lange niemanden, bis die Forschung sich um sie kümmerte. Die Historikerin Ingrid Bauer und Philipp Rohrbach, Historiker am Wiener Wiesenthal-Institut für Holocaust-Studien (VWI), gehörten zu den Ersten, die das Thema aufgriffen und die mit Betroffenen Oral-History-Interviews führten. Am Sonntag, 8. August, präsentieren sie in der Reihe „zeitgeschichte“ ihre Forschungsarbeiten zu „Black GI Children in Post-World War II Eu-

**„In Österreich wollte man die Kinder zu ihren Vätern abschieben.“**

Ingrid Bauer, Historikerin

rope“ im Österreichischen Filmmuseum in Wien, das dazu den Film „Toxi“ zeigt, der 1952 zunächst in Deutschland erschienen war.

Der Film kam in die Kinos, als die ersten Kinder schwarzer US-amerikanischer GIs und deutscher Frauen eingeschult wurden. Er ist der Versuch, die Öffentlichkeit auf die Existenz der schwarzen „Besatzungskinder“ vorzubereiten und



„Toxi“ verarbeitete 1952 im Stil eines Unterhaltungsfilms das Thema Rassistismus. BILD: SN/ÖSTERREICHISCHES FILMMUSEUM

## Auf der Suche nach Anerkennung

Rassistisch diskriminiert und ausgegrenzt: Die Besatzungskinder aus Beziehungen mit afroamerikanischen Soldaten hatten in Österreich in der Nachkriegszeit ein schweres Leben. Historiker erforschen diese Schicksale.

über die schwarze Titelheldin Toxi Sympathien für die Kinder zu wecken und Vorurteile abzubauen. „Das ist ein Zeitdokument, das natürlich auch mit historisch-kritischem Blick gesehen werden muss. Aber es zeigt: Es gab in Deutschland einen etwas liberaleren Diskurs“, sagt Ingrid Bauer. „Die Kinder sind dort als Prüfung gesehen worden, um das Erbe der NS-Zeit zu überwinden. Als Projektionsfläche für erfolgreiche Demokratisierung. Sie sollten also integriert werden. Nicht immer, aber in vielen Fällen. In Österreich, das sich als Opfer des Nationalsozialismus begriff, sah man das lange Zeit nicht so. Die Kinder sollten – so zumindest die Position vieler Jugendämter, unter deren Vormundschaft sie als meist unehelich geboren standen – zu ihren Vätern in die USA abgeschoben werden.“

In Deutschland dürften ab 1946 mindestens 5000 Kinder afroamerikanischer Soldaten oder französischer Kolonialsoldaten zur Welt gekommen sein. Verlässliche Zahlen gibt es nicht. Für Österreich wird die Anzahl von 400 Kindern geschätzt. In Salzburg sollen einem Bericht aus dem Jahr 1955 zufolge 1899 uneheliche Kinder einer Beziehung von Österreicherinnen mit Soldaten der U. S. Army entstammt sein. Bei diesen Besatzungstruppeneinheiten fünf Prozent afroamerikanische Soldaten.

In Österreich hätten die Jugendämter speziell in den ersten Nachkriegsjahren oft Druck auf die Mütter ausgeübt, die Kinder aus solchen Beziehungen zur Adoption freizugeben, sagt Philipp Rohrbach. „Aber viele Mütter weigerten sich, oft trotz finanzieller Not und aller Schikanen. Die Väter konnten als

Mitglieder der U. S. Army nicht von österreichischen Gerichten zur Zahlung von Alimenten verpflichtet werden.“ Zahlten sie nicht freiwillig, mussten die Frauen die Kinder irgendwie durchbringen. „Viele Kinder hatten aufgrund ihrer Hautfarbe schwierige Startbedingungen, aber haben im Verlauf ihres Lebens vielfach widerständige Strategien entwickelt, um sich gegen rassistische Diskriminierung zu behaupten“, ergänzt Philipp Rohrbach.

Vielfach wurden die Mütter als Prostituierte beschimpft und ausgegrenzt, weil sie „Schande“ etwa über ein Dorf oder die eigene Familie gebracht hatten. „Viele Menschen verstanden nicht, dass die Beziehungen häufig wirklich aus Liebe eingegangen wurden“, sagt Ingrid Bauer. Sie und Philipp Rohrbach haben vielen „Besatzungskindern“, die inzwischen erwachsen waren

### Die Schicksale in Film und Zeitschrift

**Info:** Ingrid Bauer (Salzburg/Wien), Azziza B. Malanda (Köln) und Philipp Rohrbach (Wien) präsentieren die neue Ausgabe der Zeitschrift „zeitgeschichte“ zum Thema: „Black GI Children in Post-World War II Europe“ zusammen mit dem Film „Toxi“ am Sonntag, 8. August, um 15.30 Uhr im Filmmuseum in der Augustinerstraße 1, 1010 Wien (freier Eintritt, Zählkarten an der Kinokassa). Das Projekt wurde in Kooperation mit dem Wiener Wiesenthal-Institut für Holocaust-Studien (VWI) und dem Verein zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zeitgeschichte umgesetzt. **Dazu:** Niko Wahl, Philipp Rohrbach, Tal Adler: SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten, Löcker Verlag, Wien 2016.

und eigene Familien gegründet hatten, zugehört. Beziehungen zu schwarzen amerikanischen Männern waren über die Besatzungszeit hinaus problematisch, wie das Beispiel einer interviewten Salzburgerin zeigt, die ihren Freund in den 1960er-Jahren während der Arbeit in einem amerikanischen Militärspital in Bayern kennenlernte.

Sie war von ihm sehr angetan, weil er „höflich und warmherzig“ war. Seine Hautfarbe war kein Thema für sie. Ihre Beziehung hielten sie so geheim wie möglich, denn das amerikanische Militär war mit solchen Beziehungen nicht einverstanden. Andere Leute offensichtlich auch nicht, denn als der Freund sie zum Zug brachte, konnte es passieren, dass jemand vor ihr ausspuckte. Das Kind aus dieser Beziehung, die schließlich scheiterte, weil der Vater nicht in dem ihm so fremden Europa leben wollte, zog die Salzburgerin allein auf.

„Als wir anfangen, die Lebensgeschichten zu sammeln, zeigte sich bei den Interviewten, dass diese noch als Erwachsene glaubten, sie seien allein mit ihrem Schicksal“, stellen Ingrid Bauer und Philipp Rohrbach fest. Eine gemeinsam mit einem Team und den Betroffenen erarbeitete Ausstellung bot zum ersten Mal die Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen, Erfahrungen auszutauschen, sich seine eigenen Wurzeln erklären zu können – und vor allem mit seinem Schicksal gesehen zu werden. Die Präsentation in Wien soll dazu beitragen.